

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Von der Liebe zur Muttersprache. Von H. Steinthal

[urn:nbn:de:bsz:31-336974](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336974)

Von der Liebe zur Muttersprache.

Von

H. Steinthal.



Q mit einem wunderbaren Zauber ist das Wort Muttersprache umwoben. Rein sachlich genommen, was ist denn die Muttersprache? Nichts weiter als die Redeweise des Volkes, unter dem jemand als Kind seine Sprachfähigkeit zuerst entwickelte. So sachlich, so nüchtern sieht aber die Sprache überhaupt die Dinge nicht an; in ihre Schöpfungen treten Phantasie und Gemüth ein; und indem sie sich nun selbst zum Gegenstande machte, sich selbst benannte: da goß sie mit dem Worte „Muttersprache“

um ihr eigenes Wesen einen aus der Tiefe dieses Wesens heraufgehobenen Glanz von Schönheit, Heiligkeit und Liebe. Denn so knüpft sie sich an das, was wir als das Liebevollste und Liebewertheste auf der Erde zu betrachten gewohnt sind.

Wir wollen versuchen, uns die Erscheinungsformen der Liebe zur

Muttersprache und die Bedingungen zur Wirklichkeit dieses Gefühls vorzuführen.

Bedingungen? fragt wohl mancher meiner Leser. Bedingungen wofür? Für ein Gefühl, das uns nicht nur so mächtig, so in allen Nerven durchzuckt, sondern das auch so aus unserm innersten geistigen Wesen hervorquillt? Sei Mensch! ist das nicht Bedingung genug?

Lieb ist mir dieser Einwand; aber gelten kann ich ihn doch nicht lassen. Lieb ist es mir, daß der Leser ein Gefühl hat von dem ursprünglichen Springborn unseres Geistes, aus dem alles rein und wahrhaft Menschliche kommt, ungewollt, ungemacht. Die echte Wissenschaft wird auch das Ureigne des menschlichen Geistes nicht leugnen. Alles aber was ist, ruht auf gesetzlich bestimmten Verhältnissen; und diese hat die Wissenschaft zu erkennen.

Ob der Sottentotte, der Baschkir und Genosse Liebe zur Muttersprache hat? Es bleibe einstweilen dahingestellt. Nur dies ist Thatsache, daß in der Vorstellung aller Völker ihre Sprache mit ihrer Nationalität eins ist. Es wird aber auch die Behauptung keinen Widerspruch finden: Wenn die unentwickelten Völker, die Wilden, sich gegen die Cultur und Civilisation stemmen, weil sie damit ihre Nationalität aufgeben würden: so ist das nicht die Tugend des Patriotismus, sondern Beschränktheit und Unfähigkeit. Und also giebt es hier auch nichts von Liebe zur Muttersprache. Dürfen wir dies einstweilen und unter Vorbehalt behaupten, so können wir zugleich unter demselben Vorbehalt hinzufügen, daß wir auch unter den ungebildeten Schichten der Völker Europas jene Liebe nicht finden können. Bildung also ist eine Bedingung für die Liebe zur Muttersprache.

Blicken wir nun auf das gebildetste Volk des Alterthums, die Griechen. Die volle Verachtung, mit der sie auf den Barbaren herabsahen, befundet abermals nicht Liebe zur Muttersprache, sondern bezeichnet nur die Schranke des Griechen, der sein Wesen für alleiniges und volles Menschenthum hielt, der im Nicht-Griechen den Menschen nicht zu erkennen vermochte. Auch hat er kein Wort für Muttersprache.

Schon anders die Römer. Nicht die alten meine ich, nicht jene strengen Geister, die ohne höhere Cultur in geistiger wie leiblicher Dürftigkeit lebten; aber wohl den feinen aristokratischen Kreis, der sich zuerst um den jüngern Scipio bildet, der griechische Cultur in Rom einheimisch machen will, der Homer und Euripides und Menander in das Lateinische überträgt, kurz die zweisprachigen Römer, deren Gipfel in Cicero liegt. Er liest die lateinische Uebersetzung der Tragödien des Sophokles, und wäre sie noch so schlecht.

Wer es nicht thäte, müßte wohl ein Feind des römischen Namens sein. Er hat auch das Wort für Muttersprache: patrius sermo. Das bedeutet freilich nur „vaterländische Sprache.“ Das mit diesem Worte bezeichnete Gefühl ist an den römischen Patriotismus geknüpft. Die Sprache gehört für den Römer zu den heimischen Dingen; und darum liebt er sie. Er ehrt aber die Matrone und kennt den Einfluß der Mutter auf den Sohn durch das Wort. „Nicht sowohl auf dem Schooße, als in der Sprache ihrer Mutter sind die Gracchen erzogen,“ meint Cicero.

Nun sehen wir auch klar, unter welchen Verhältnissen Liebe zur Muttersprache erwacht. Man muß einer fremden Sprache gegenüberstehen, einem fremden Volkethum, das man hochschätzt, neben dem aber man sich bewußt ist, auch etwas zu gelten. Das Fremde ehren und lieben und dabei das Eigene bewahren und bereichern: das ist die Stimmung, in welcher die Liebe zur Muttersprache erwacht.

Etwa ein halbes Jahrtausend nach Cicero, und die römische Welt ist zertrümmert; die germanischen Stämme sind Herren von Europa. Aber zunächst sind sie Wilde, die sich eifrig zu romanisiren streben. Erst unter Karl dem Großen ersteht deutsches Selbstbewußtsein und damit Liebe zum Deutschtum. Karl läßt die alten deutschen Volksgefänge sammeln. Schon unter Ludwig dem Frommen scheint diese Sammlung verloren gegangen zu sein mit dem Geiste, in welchem sie veranstaltet war. Unter den Ottonen herrscht Ausländerei.

31 Der Strom der Literatur ergießt sich im Mittelalter in einem dreifachen Bett. Es besteht erstlich in ununterbrochener Uebersetzung der Volksdichtung; daneben eine gelehrte Literatur in lateinischer Sprache; endlich eine deutsche höfische Dichtung. Dem Volke fehlt die Bildung, das entwickelte Bewußtsein, welches nothwendige Bedingung für die Liebe zur Muttersprache ist. Den lateinisch schreibenden Gelehrten sollte man dieses Gefühl kaum zutrauen; und doch hatte es mancher von ihnen. Aber ihre Liebe war eine verschämte, die sich nicht laut zu bekennen wagte. Man übertrug Volksgedichte in die lateinische Sprache und in die gelehrten metrischen Formen, als wollte man sie dadurch in den Adelstand erheben. Es sind die umgekehrten Rückert, Voß und Schlegel. Auch der höfische Dichter, wenn er wie Gottfried von Strazburg Worte sucht, „die durch das Ohr klingen, die in das Herz lachen,“ mußte wohl fühlen, daß nur deutsche Worte dies für den Deutschen vermögen. Den Stoff holten sie aus der Ferne, aus der Fremde; aber sie legten deutschen Sinn hinein, und das konnten sie nur, indem sie ihn in deutsche Worte

fleiden. Aber das Wort für Muttersprache fehlt. Es wird vertreten durch „deutsche Zunge.“ Ursprünglich aber war „deutsch“ nur die Uebersetzung des lateinischen *vulgare*, womit die Gelehrten die Volkssprache im Gegensatz zum Latein bezeichneten.

Auch sind nicht die Deutschen die Schöpfer des Wortes „Muttersprache,“ sondern die Italiener. In einem Actenstück aus Nord-Italien vom Jahre 1189 wird von der Einweihung einer Kirche berichtet, bei der ein Patriarch zuerst eine Predigt hielt litteraliter, d. h. in gelehrtem Latein, worauf der Bischof von Padua diese Predigt für das Volk erläuterte maternaliter, in der Muttersprache.

Dante, der große Dichter, dessen sechshundertjähriges Jubiläum wir im verflossenen Jahre gefeiert haben, war wohl der Erste, der das volle Gewicht des Unterschiedes zwischen der lebendigen Muttersprache und der gelehrten toten Sprache fühlte und begriff. Man suche nicht nach Anekdoten, warum er seine göttliche Komödie italienisch gedichtet, obwohl er sie lateinisch begonnen hatte. Der einzige Grund dafür ist der: er fühlte und begriff, daß was er zu sagen hatte, sich lateinisch nicht sagen lasse; daß, wenn er lateinisch dichte, Virgil nicht sein dienstbarer Führer, sondern sein herrischer Meister sein werde, der ihn nicht zur Beatrice gelangen lasse. Bei ihm zuerst findet sich der Ausdruck *parlar materno*. — In Frankreich läßt sich *Langue maternelle* schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts nachweisen.

Und in Deutschland? Cordelia kommt schwer zum Worte. Erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in einer Zeit, wo der deutsche Geist ermattet lag wie nie und von französischem Laut überfluthet ward, da preßte wohl einem edeln Gemüthe, das die deutsche Flamme treu in sich unterhielt, die Trauer und die Sehnsucht das Wort „Muttersprache“ ab.

Unsere Liebe zur Muttersprache befundet sich in zwei Formen: die eine ist die allgemeine, patriotische, auf die Schriftsprache gerichtet; die andere ist die besondere, gemüthliche, dem Local-Dialekt zugewandt. Letztere wird da am mächtigsten sein, wo der Dialekt entschieden von der Schriftsprache abweicht, wie in Nord- und Süd-Deutschland, weniger dagegen in Mittel-Deutschland; denn hier erscheint der Dialekt nur als Verderbung der Schriftsprache, dort als Sprache neben dieser. Wessen Muttersprache Platt- oder Oberdeutsch ist und wer daneben Schriftddeutsch kennt, der ist zweisprachig. Diese Form der Liebe zur Muttersprache dürfen wir also auch in unserer ländlichen Bevölkerung von Nord- und Süd-Deutschland voraussetzen. Der westphälische Bauernsohn, der in Berlin vor dem Zeughaufe Wache stand

und zwei vorübergehenden Männern, weil er sie an dem Tone ihrer Sprache als Landsleute erkannte, nachließ mit den Worten: „Sie sind wohl Westphalen, meine Herren?“ — dem war es fast ergangen wie dem Schweizer zu Strassburg auf der Schanz; es klang ihm entgegen wie ein liebster Gruß und ließ ihn alles Andere vergessen. Und wer kann zweifeln, daß der Neger in Amerika, dem plötzlich ein Landsmann aus Afrika beigejellt wird, in Liebe zur Muttersprache erglüht?

Der Sprache einer fremden Nation gegenüber befundet sich auch unser Schriftdeutsch als dem Gemüthe gehörig. Wer in Paris, in London u. s. w. war, wird sich erinnern, wie ihm zu Muthe war, als ihm aus dem Geräusche der Boulevards deutscher Klang an das Ohr schlug. Deutsch reden bedeutet uns ehrlich, ungekünstelt, wahr und warm reden. Aurelie und Lotherio (in Göthe's Meister) schreiben sich einander deutsch, so lange sie sich lieben. Wie Lotherio erkaltet, schreibt er französisch. Denn bequem lassen sich nur in der fremden Sprache lügnerische Schmeicheleien und Ausflüchte sprechen; was uns als Phrase nur aus dem Verstande über die Zunge eilen soll, fliegt am besten mit fremden Flügeln. Als Marc Anton dem Cäsar die Krone angeboten hatte, die dieser zurückshob, sprach der Römer Cicero griechisch.

Worauf beruht denn nun diese eigenthümliche Wirkung der Muttersprache im Gegensatze zur fremden?

An der Muttersprache hängen die glücklichsten, die in's Innerste unseres Gemüths reichenden Erinnerungen, vor allen die aus dem paradiesischen Lebensalter, der Kindheit. In diesen Lauten hat die Mutter uns beruhigt, wenn wir geweint, hat sie uns geschmeichelt, wenn sie mit uns scherzte. Diese Wirkung bleibt nun an diese Laute gebunden.

Um die Sache allgemeiner zu fassen, wird folgende Betrachtung nöthig. Das menschliche Leben gliedert sich in Kreise von Thätigkeiten, Einrichtungen und Verhältnissen. Ganz parallel hiermit gliedern sich unsere Vorstellungen in gewisse größere Gruppen. Wie wir im gewerklichen Verkehr stehen, als Bürger einer Stadt und eines Staates leben, auch als Mitglied einer religiösen Gemeinde und uns sonst noch in geselligen Verhältnissen von der größten Wärme bis zur kalten Gleichgültigkeit bewegen, geistige Bedürfnisse des Verstandes und der Phantasie u. s. w. pflegen: so entwickeln sich in jedem gesunden Menschen mehrere Gruppen von Vorstellungen: eine, die den Staat zum Gegenstande hat, eine andere, die sich auf die Religion, eine andere, die sich auf das gewerbliche Leben bezieht, u. s. w. Jede Vorstellung aber hat

ihr Wort; und so giebt es eine Sprache des Marktes, eine Sprache der Poesie, eine der Religion, der Wissenschaft u. s. w.; und so nun endlich auch ein gemüthliches Leben und eine Gruppe in ihm entstandener Vorstellungen und eine Sprache der Gemüthlichkeit. Wie sich der Eine Geist des Menschen vielfältig offenbart, so ist auch die Eine Sprache ebenso vielfältig. Das Gemüth aber entwickelt sich zumeist und in seinen innigsten Beziehungen, und namentlich in der Beziehung des Kindes zur Mutter, in dem eigentlich und im engsten Sinne heimischen Tone. Darum ist Muttersprache vorzugsweise nur der locale Dialekt; denn sie ist ganz eigentlich Gemüthsprache. Sie gehört unsern individuellsten, persönlichsten Beziehungen an, wogegen der literarische Dialekt unser allgemeines Verhältniß zur Nation vermittelt.

Hieraus ergibt sich wohl auch, wie wenig wünschenswerth für den Nord- und Süd-Deutschen es sein muß, sein Ober- und Nieder-Deutsch literarisch entwickelt zu sehen. Sein Gemüth würde dabei an Sprache verlieren. Nicht als ob alle und jede Literatur im Dialekt unzulässig wäre; nur zu einer Haupt- und Helden-Sprache darf dieser nicht werden. Wer als Schriftsteller im Dialekt auftreten will, muß die engen Grenzen der Anwendbarkeit desselben wohl festhalten. Der Dialekt muß beschränkt bleiben auf die Darstellung des localen Treibens und individueller Gemüths-Erlebnisse; denn nur für diesen Kreis stimmt dann der Inhalt mit der Form. Und wie mit solcher Uebereinstimmung ein Kunstwerk möglich ist, das die ganze Nation genießt, so würde ein literarisches Erzeugniß ohne dieselbe im Leser nur Unlust erregen. Fritz Reuter hat jene Harmonie von Inhalt und Dialekt in hohem Grade; seine Objecte und seine Gedanken leben in dieser Sprachform. So leben und reden seine Menschen, und nur sie; und so würde ein jeder von ihnen seine Gefühle und Gedanken ausdrücken, hätten sie die Macht, sich zu äußern, wie Reuter sie hat. Oder er erzählt uns, was ihm begegnet ist; aber er erzählt es nicht als Ereigniß, sondern wie es sein Gemüth berührt hat. „Ut mine Festungstid“ ist die Geschichte seines Gemüths auf der Festung, und dieses Gemüth spricht nur so, wenn es sich voll ausdrückt.

Wir gehören aber mit unserm Gemüthe nicht blos uns und unserm engen Kreise an, sondern auch dem nationalen Leben, den allgemeinen Ideen. Unsere Gefühlsmacht knüpft sich vor allem an die Ideale der dichtenden Schönheit, aber auch sogar an alle allgemeinen Erkenntnisse. Nun liegt es aber in der Treue, die wir im Erkennen und Gestalten erstreben, daß wir uns vom Worte mehr und mehr und so weit wie möglich los machen und den Gegenstand sachlich und unmittelbar zu erfassen streben. Das Gefühl

aber, das hierbei zurückgedrängt wird, bleibt am Laute des Wortes haften. Darum wirkt kein fremder Dichter, auch der größte nicht, so mächtig auf uns wie unsere Klassiker; darum gewinnt jener auch für den, der ihn im Original lesen kann, in der deutschen Uebersetzung an Macht, und würde Göthe in der vollkommensten Uebersetzung in eine fremde Sprache für uns verlieren. In allen diesen Fällen könnte immerhin für den tüchtigen Kenner der fremden Sprache die gestaltende Thätigkeit der Phantasia beim Lesen oder Hören gleich bestimmt und leicht, also der rein poetische Eindruck derselbe sein; sein Gemüth, das doch beim vollen Genuß der Dichtung nicht schweigen darf, wird dennoch nur dem Gedicht in der Muttersprache den vollen Widerhall gewähren. — So liest man noch mehr eine streng wissenschaftliche Abhandlung gleich gut deutsch, lateinisch oder französisch u. s. w.; und dennoch wird die deutsch geschriebene Arbeit über die letzten Gründe unserer Erkenntniß, die tiefsten Grundlagen der Sittlichkeit Anklänge leisester Art erwecken, die auch solchen Betrachtungen nicht fehlen dürfen.

Alles was die Sprache überhaupt dem Geiste leistet und nach der Organisation des menschlichen Geistes leisten soll: das gewährt nur die Muttersprache. In ihr haben wir denken und fühlen, Gott und die Eltern kennen gelernt, in ihr und durch sie die wichtigsten Kenntnisse erhalten. Mit ihr ist unser Geist zur Einheit verwachsen; und darum ist uns zu Muthe, als wäre an ihren Laut alles Schöne, Wahre und Gute geknüpft. Denn nur in ihr denken wir nicht blos die Gesetze der Sittlichkeit, die letzten Gedanken über Gott, Welt und Mensch, sondern fühlen auch den Werth, die Erhabenheit dieser Gedanken; in ihr stellen wir uns nicht blos schöne Bilder des menschlichen Lebens phantasievoll vor, sondern fühlen auch die Macht, die das Schöne auf das Gute und Wahre übt, und fühlen die volle Genugthuung, welche das Wissen und das sittliche Handeln dem menschlichen Gemüthe gewährt. Die fremde Sprache, die wir mehr oder weniger mühsam erlernen, sitzt an unserm Geiste, wie ein Zweig, der an einen fremden Stamm gebunden wird; es ist höchstens ein Schmuck, der nicht durch uns lebt und für uns nicht fruchtbar ist. Unsere Muttersprache ist freilich auch nicht aus jedem von uns hervorgewachsen; aber sie ist unserm Geiste wie eingepropft, so daß die Lebenssäfte aus dem Stamme in den Zweig und aus diesem zurück in jenen fließen. Die fremde Sprache ist ganz ein Spiel des Verstandes oder der rein intellectuellen Thätigkeit; ihre Laute sind mit Begriffen und Anschauungen verbunden, aber nicht mit unserm Gemüth. Daher ist sie für uns falt.

Hieraus ergibt sich, daß wir nur in der Muttersprache uns schöpferisch bethätigen, während wir uns der fremden Sprache gegenüber nur aufnehmend, Gegebenes benutzend verhalten. Die Gesetze der fremden Sprache sind uns Regeln, die wir beobachten müssen; die der Muttersprache sind eine Macht in uns, welche unbewußt in uns schafft. In ihr fühlen wir uns frei, selbstthätig; sie ist uns ein gedankenschaffendes Organ. Hier strömt uns das Wort zu, wir wissen nicht woher, aber es stammt aus unserm Innern; das fremde Wort tritt äußerlich zum fertigen Gedanken hinzu, zu dessen Schöpfung es nichts beitrug. Das heimische Wort ist der Ueberfluß des Herzens, also wahr; das Fremde suchen wir, und auch die Lüge sucht, und darum greift sie gern nach diesem.

Der Mensch ist nicht dazu bestimmt, vereinzelt und abgesondert jeder für sich zu leben, wie das Raubthier. Die Sprache hängt mit dieser Bestimmung des Menschen zur Geselligkeit zusammen. Aber nur die Muttersprache, und zwar in ihrem literarischen Dialekt, erfüllt dies. Am unmittelbarsten freilich durchbricht das Individuum den Kreis seines engen Selbst schon als Kind im Local-Dialekt; aber der Kreis, in den es hiermit eintritt, ist wesentlich nur der Familienkreis und was sich nothwendig daran knüpft, und ist für die menschliche Bildung noch zu klein. Dagegen führt die Kenntniß fremder Sprachen und Literaturen in den allgemeinen Zusammenhang der Menschheit, das heißt in einen zu großen Kreis, in dem sich der Einzelne verläßt, wenn es nicht einen mittleren gäbe, aus dem er für seine Persönlichkeit die nöthige Kraft zu selbständiger Gestaltung gewinnt: dies ist der nationale Kreis, der in dem literarischen Dialekt seinen Ausdruck findet. Dieser führt uns die allgemeinen Ideen der Sittlichkeit, Wahrheit und Schönheit zu; und geschieht dies auch in nationaler Beschränkung, so hindert diese doch nicht den Schritt aus diesen Schranken in das reine Allgemeine.

Die Liebe zur Muttersprache beruht also gar nicht auf gewissen Vortrefflichkeiten derselben. Wir lieben sie ohne Rücksicht auf ihre Tugenden und Mängel, eben nur weil es unsere Muttersprache ist, wie wir unsere Eltern lieben ohne jeden andern Grund als weil es unsere Eltern sind, wie wir unsere Heimath lieben, nicht wegen der Schönheit der Landschaft oder der Fruchtbarkeit.

Aber gerade darum ist auch die Liebe zur Muttersprache frei von jeder thörichten National-Eitelkeit und hindert nicht, die Vorzüge jeder fremden Sprache anzuerkennen und sich daran zu erfreuen; und wenn sie zu Uebersetzungen anregt, so heißt dies: sie begünstigt die Aneignung der eigenthüm-

lichen literarischen Schönheitsformen aller Völker, und so wird sie zu einer gestaltenden Idee in der geschichtlichen Entwicklung der Literatur.

Die praktischen Folgerungen aus dem Gesagten sind leicht.

Der Vocal-Dialekt, wo er noch besteht, soll nicht unterdrückt werden; aber er soll nicht aus der Umzäunung des Hauses treten auf die öffentliche Bühne. Wie die Liebe zum Schrift-Deutsch nicht der Humanität entgegensteht, so hat allerdings auch die Liebe zum Dialekt nichts mit dem Particularismus gemein, wird durch ihn nicht gefördert, wiewohl er allerdings der Entwicklung der Schriftsprache, weil überhaupt des nationalen Geistes, hinderlich ist. In Deutschland von 1648—1750 gab es viel Particularismus, und doch wenig Liebe zur Muttersprache; jener schämte sich vor sich selbst. Denn der Theil empfängt sein Recht zur Existenz erst durch das Ganze. Bei aller Duldung des Dialekts also kann doch die allgemeine Lösung des deutschen Geistes nur in den Worten des Schrift-Deutschen gegeben werden.

Was aber soll zur Pflege der Liebe zur Muttersprache im Gemüthe unserer Kinder geschehen? Weiter nichts, als: man hüte sich störend einzugreifen. Man übe die Denkkraft des Kindes in der Muttersprache; man lasse diese erwachsen als das was sie ihrem eigensten Wesen nach ist: eine Mutter des Geistes; man hemme die Aeußerung und Mittheilung des Gemüths nicht; man fördere die Kenntniß der heimischen Literatur.

Von dem geist- und gemüth-verwirrenden Sonnen-Wesen, wobei das Kind zugleich zwei oder drei Sprachen und keine erlernt, wobei es seiner sprachlichen Heimath entrissen wird, ohne eine neue dafür zu gewinnen: braucht nicht mehr gesprochen, vor der innern Leere, die solche sprachliche Heimathlosigkeit begleitet, braucht nicht mehr gewarnt zu werden. Aber wann sollen wir denn den Knaben, das Mädchen in die Kenntniß fremder Sprachen einführen?

Dann, wann das Kind den fremden Boden betreten kann ohne Gefahr, darüber den eigenen Besitz zu verlieren. Sein Sprachgefühl muß erst erstarkt sein. Die Erfahrung lehrt, wie Kinder, die früh dem elterlichen Hause entrissen werden, gegen Eltern und Geschwister erkalten; aber wenn sie schon etwas herangewachsen einige Zeit in der Fremde gelebt haben, so stärkt dies die Beziehung zu allem Heimischen. Dasselbe wird von der Sprache gelten.

Der Unterricht in der fremden Sprache kann nur dann gedeihlich wirken, wenn das Kind die Kraft hat, das Fremde von dem Eigenen getrennt zu halten und beides in gewisser Weise zu vergleichen. Nur in dem Maße als man ihm zumuthen kann, ein immer steigendes Bewußtsein von seiner Sprache

zu gewinnen, seine eigene Rede zum Gegenstande seiner Aufmerksamkeit zu machen, kann der Unterricht in der fremden Sprache vorschreiten. Nun weiß man aber, wie das Nachdenken über das Sprechen das Sprachgefühl in seiner schöpferischen Wirksamkeit hemmt und verwirrt. Der grammatische Unterricht auch in der Muttersprache darf nicht so frühzeitig beginnen; vorher aber darf die fremde noch viel weniger gelehrt werden.

Es steht heute wohl zu fürchten, daß wir unsere Kleinen viel zu früh mit der Unterscheidung von Subject und Prädicat, Dingwort und Thätigkeitswort, Sach- und Person-Object abquälen — nicht nur nutzlos, sondern zum Schaden ihres Sprachgefühls. Der Vers wird weder besser verstanden noch lebendiger gefühlt, wenn er so von den Kleinen in todte Wortklassen zerstückt wird. Dagegen würde sich die grammatische Erkenntniß um etwas später vortheilhaft mit dem Unterricht in der fremden Sprache verbinden lassen. Will man eine durchschnittliche Zeit, so meine ich: das erste Jahrzehent lasse man frei von allem was die ruhige Entwicklung von innen heraus und die unbewußte Aufnahme der geistigen Güter stören könnte.

